

| | |
|---------------------|--|
| Zeitschrift: | Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers |
| Herausgeber: | Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen |
| Band: | 39 (1968) |
| Heft: | 12 |
| Artikel: | Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung : eine vergleichende Untersuchung |
| Autor: | [s.n.] |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-807220 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterschiede, die natürlich mit der Art der Beschäftigung zusammenhängen.

Das alles zeigt, dass die Frühpensionierung in den meisten Fällen mit Frühinvalidität verbunden ist und demnach vor allem ein medizinisches Problem darstellt. Das ist, wie erwähnt, nicht hundertprozentig der Fall. Es gibt auch Arbeitsunlustige, die schliesslich ebenfalls die Frühpensionierung erreichen, aber das ist doch nur ein relativ kleiner Prozentsatz.

Woher kommt die Frühinvalidität?

Der Arzt fragt sich: Woher kommt diese frühe Invalidität und wie könnte man ihr vorbeugen? Bei den jüngeren Jahrgängen sind es meistens Unfälle, die eine frühzeitige Pensionierung erforderlich machten. Dass dabei die Verkehrsunfälle jetzt die Arbeitsunfälle überwiegen, ist ebenfalls ein Zeichen unserer Zeit. In der nächsten Altersgruppe, etwa vom fünfundzwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr, steht noch immer die Tuberkulose als häufigste Ursache der Invalidität oben an, obwohl man doch heute bewährte Mittel hat, um diese Krankheit zu bekämpfen. Eine ungünstige Arbeitsstätte wird heute nur mehr selten zu Erkrankungen der Arbeiter führen. Auch die Arbeitszeit ist nicht ungünstig. Hingegen muss man das Arbeitstempo oft als ungünstig bezeichnen. Gerade die Fliessarbeit verlangt ein rasches Zugreifen, und auch die Monotonie wirkt sich nicht gut auf die Gesundheit aus. Andererseits sind Arbeiter, die an bestimmten Maschinen und Apparaturen stehen und die dabei körperlich gar nicht belastet werden, oft einer derartigen nervlichen Belastung ausgesetzt, dass sich daraus eine vorzeitige Alterung und Invalidität erklären lässt. Das sind dann jene Personen, die, ohne Manager zu sein, an einer sogenannten Managerkrankheit leiden und auch an ihr zu-

grunde gehen. Die Verantwortung zehrt am Nervensystem und führt zur Erkrankung, zur Invalidität und zur Pensionierung.

Daraus allein ersieht man schon, wo die gesundheitlichen Schwierigkeiten bei vielen modernen Arbeitsprozessen liegen. Es ist weniger die Quantität, die früher massgebend gewesen ist, sondern die Qualität, das Tempo, die Monotonie, das erhöhte Verantwortungsgefühl, das Gehetztheit, das die Gesundheit schädigt. Dazu kommt, dass viele Arbeiter ihre freie Zeit und ihre Ruhetage nicht dazu benutzen, um sich von der Arbeit zu erholen; sie pflegen dann in diesen Stunden und Tagen private Arbeiten zu übernehmen, um Geld zu verdienen — oder sie machen das Gegenteil, sie überanstrengen sich sportlich und treten dann am Montag ihre Arbeit wieder an, nicht ausgeruht, sondern eher erschöpft von dem, was sie in der freien Zeit getan haben.

Mehr Kurzarbeit wäre nötig

Noch eines wäre zu sagen: Es gibt viele gute Arbeiter, die sich mit 50 oder 55 pensionieren lassen müssen, weil ihnen die Arbeit zuviel geworden ist. Aber diese Menschen könnten gut in einem Betrieb tätig sein, in dem sie nur drei oder vier Stunden täglich zu arbeiten hätten. Aber für solche Kurzarbeit ist in unseren Betrieben fast nirgends eine Möglichkeit vorhanden, und so geht diese immerhin vorhandene Arbeitskraft verloren, obwohl es sich um gute Facharbeiter handeln kann. In England gibt es Plätze für solche Kurzarbeiter. Aber in Mitteleuropa kennt man diese Möglichkeit nicht, obwohl dadurch nicht nur der Wirtschaft, sondern auch der psychischen Gesundheit der Frühpensionierten gedient wäre.

Prof. Dr. med. Hugo Glaser

Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung

Eine vergleichende Untersuchung

Die Öffentlichkeit, die sich der versorgten Kinder bisher eigentlich nur bei Aufdeckung von Skandalfällen im Sinne der Kritik (und nicht etwa der konstruktiven Hilfe) angenommen hat, fängt an, das Problem der 75 000 Scheidungswaisen unseres Landes ernst zu nehmen. Auch der Bequemste kann nicht mehr über die Tatsache hinwegsehen, dass jährlich neue 4000 Scheidungswaisen, die wir zu den bisher üblichen Versorgungsfällen dazu addieren müssen, eine Aufgabe darstellen, der gegenüber Behörde und Öffentlichkeit nicht mehr die Augen verschliessen dürfen.

Um so dankbarer ist man für eine in dieser Art erste wissenschaftliche Untersuchung an 150 Kindern in Elternhaus, Heim und Pflegefamilie, die Annemarie Dührssen angestellt hat und die einen bedeutsamen Beitrag zur Praxis der Kinderpsychologie darstellt.

Man darf wohl als bekannt voraussetzen, dass es seit einigen Jahren erwiesen ist, dass der Säuglingshospitalismus zu schwerer affektiver Beeinträchtigung der

Kinder führt und dass «die ersten drei Lebensjahre als das wichtigste Alter zur Entwicklung richtiger Gewohnheiten und der Wesensart zu gelten haben». Es gibt also viele seelische Schwierigkeiten, die darauf zurückzuführen sind, dass schon kleine Kinder von ihren Müttern getrennt werden und in Fremdfamilien oder Heimen plaziert werden müssen. Es galt nun abzuklären, wie man solchen Schäden vorbeugend begegnen kann und wo Ursache und Wirkung am frappantesten zu erkennen sind. Nach einer aktiven Selektion des Untersuchungsmaterials nach Herkunft der Kinder und Gründen für die Fremdplazierung wurde untersucht, was vor sich geht, wenn Kinder von der öffentlichen Fürsorge übernommen werden. Grundsätzlich ist zu sagen, dass die fürsorgerische Zielsetzung immer dahin geht, dass ein Kind so früh wie möglich in die individuelle Betreuung einer Pflegemutter gegeben wird. Hat jedoch die Mutter nicht bereits selbst eine praktische Möglichkeit für die Unterbringung des Kindes bei einer Bekannten oder Verwandten (Gross-

mutter) gefunden, dann ist der Umweg über eine zunächst zeitweilige Heimunterbringung unvermeidlich. Es vergehen aus rein organisatorischen Gründen oft Monate, wenn nicht Jahre, bis ein Pflegeplatz gefunden ist. Welche Chance aber haben wir, eine gegebenenfalls von der Mutter gesetzte emotionelle Vernachlässigung durch die Heimbetreuung zu kompensieren? Bisher hat es sich die öffentliche Fürsorge mit Erfolg und Selbstverständlichkeit zur Aufgabe gemacht, einem Kind, das nicht mehr bei seinen Eltern bleiben kann, Kleidung, Ernährung und Obdach zu bieten. Auch ärztlich gesehen ist es uns eine Selbstverständlichkeit, pflegerisches Ungeschick der Mutter (etwa Unterernährung) zu korrigieren. Was aber die seelisch-geistige Betreuung solcher Kinder betrifft, sind wir noch ganz am Anfang der Entwicklung! Die Verarmung an Gefühlszuwendung und Reizeindrücken allgemein, die häufigen Wechsel der Beziehungs Personen, verwirrende Unklarheiten über die eigene Herkunft und eine extreme Unsicherheit über das zukünftige Geschehen sind Hauptcharakteristika der Heimkinder. Auch die Lebenssituation der Pflegekinder besitzt in mancherlei Hinsicht ähnliche Faktoren. Darum ist es auch nicht verwunderlich, dass — abgesehen von ererbten Schwächen — viele dieser Kinder an potentiellen Leistungsschwankungen leiden und ein hoher Prozentsatz durch Schwerfälligkeit, Apathie, Indifferenz und sogar durch Abwehr gegen Leistungsanforderungen auffällt. Häufig sind auch Kontaktstörungen zu erkennen, die auf eine frühe affektive Schädigung des Kleinkindes zurückzuführen sind.

Mit Hinblick auf das Problem der präventiven Bemühungen bleibt natürlich die Überlegung zunächst einmal bei dem seit langem diskutierten Problem der personellen Unterbesetzung unserer Kinderheime. Seit langem wird von allen Fachleuten gefordert, dass besonders für die Betreuung der Kleinkinder mehr und besser bezahltes Personal zur Verfügung stehen sollte. Wenn man einmal von den finanziellen Schwierigkeiten absieht, ist es nur logisch, dass eine mütterliche Betreuung durch Liebe, Hingabe, Spiel und freudigen Zeitvertreib die einzige Garantie dafür wäre, dass affektive Schäden durch Mangel an Nestwärme vermieden würden. Ebenfalls eine Geldfrage ist die Forderung danach, dass ein Heimwechsel für Kinder im Trotzalter oder beim Eintritt ins Schulalter unbedingt verboten werden müsste, sofern nicht sehr zwingende äussere Gründe dazu Anlass geben.

Ebenso nötig, aber viel schwerer zu realisieren, wäre eine Konzentration psychiatrischer Bemühungen um diese Kinder in der Pubertätsperiode. Gerade die Vorgeschichte vieler junger unehelicher Mütter zeigt, dass ihre uneheliche Schwangerschaft eng mit ihrem eigenen Kindheitsschicksal verbunden war.

Halten wir uns all diese Dinge vor Augen, dann wird uns deutlich, dass nur ein grosszügig angelegtes Doppelprogramm wirklich Hilfe bringen kann. Ein Doppelprogramm, bei dem die Vermehrung des Personalbestandes unbedingt mit sorgfältiger fachlicher Ausbildung der notwendigen Hilfskräfte Hand in Hand geht. Bevorzugte Pflege in der Kleinkinderperiode und Stützung von Jugendlichen in krisenhaften Pubertätsentwicklungen müssen dabei vordringlich beachtet werden.

(Verlag für Medizinische Psychologie, Göttingen)

Zum Gedenken an Maria Bürgi †

Ehemalige Hausmutter im Sonnenbühl, Brütten

Im Schulhaus zu Vinelz im bernischen Seeland wurde am 2. August 1896 dem jungen Lehrer Gottfried Bürgi und seiner Ehefrau Rosette geb. Nyffeler ihr erstes Kind, unsere Maria, geschenkt. Ein Jahr später gesellte sich eine Schwester dazu, und im folgenden Winter reiste die ganze Familie in die Ostschweiz. In Freienstein im Kanton Zürich wurde den Eltern die Leitung der Rettungsanstalt — wie sie damals noch hieß — anvertraut. So wurden die Kinder plötzlich Glieder einer grossen Familie mit 40 Kindern.

Da sich nach und nach zu den zwei Kindern noch weitere acht Geschwister gesellten, ging es in der Familie recht lebhaft zu. Im Haushalt fehlte es nicht an Arbeit, und von klein auf musste jedes mit Hand anlegen. Besonders Maria, als älteste unter den Geschwistern, hatte fleissig mitzuhelpfen.

Nach dem Besuch der Sekundarschule reiste sie nach Bern, um sich in der Neuen Mädchenschule zur Lehrerin und Arbeitslehrerin ausbilden zu lassen. Mitten in der Not des Ersten Weltkrieges kehrte sie nach erfolgreichem Abschluss nach Freienstein zurück und musste alle andern Wünsche zurückstellen, um gleich den Eltern in ihrer schweren Arbeit zu helfen, denn neben Knecht und Lehrer hatte auch der Vater zum Dienst einzurücken. Unterdessen wuchsen auch die andern Geschwister heran und flogen aus.

Im Jahre 1924 sollte ein Bruder die Leitung der Anstalt Sonnenbühl übernehmen. Da war Maria bereit, ihn zu begleiten und vorläufig die Hausmutterstelle zu übernehmen. Dieses Provisorium wurde aber zu einem Dauerzustand. Mit ganzer Kraft widmete Maria sich ihrer Aufgabe an den Kindern, leitete den grossen Haushalt und besorgte den Garten. Auf manche Art suchte sie den Kindern ein frohes Heim zu bieten, war aber daneben in ihren Forderungen unnachgiebig. Die bescheidenen Mittel der damaligen Zeit nötigten zu äusserster Sparsamkeit, und darum wurde es ihr zur Gewohnheit, alles bis zum letzten Faden auszuwerten. Zweimal in der ersten Zeit drohte das Haus in Feuer aufzugehen. Da konnten 1927 die äusserst bedürftigen und gefährlichen Einrichtungen entfernt und angenehme Wohnräume geschaffen werden. Die Bauzeit war für die Hausmutter keine leichte Aufgabe, da man zeitweise ohne Fenster, Türen und Treppen schlafen musste und dabei noch die Bauleute zu verpflegen hatte.

In den folgenden Jahren widmete sie sich in vermehrtem Masse den Kindern. Sie verstand es, frohe Feste zu gestalten, und viele Sonntage schloss sie damit, dass sie die Mädchen zum Singen zu sich in die Stube versammelte. In der Zeit der Arbeitslosigkeit füllte sich das Haus immer wieder mit Ehemaligen, denen sie Hilfe leistete. Auch solchen, die längst das Heim verlassen und eine eigene Familie gegründet hatten, stand sie hilfreich bei.

Mit besonderer Hingabe widmete sie sich einzelnen Mitarbeiterinnen, und wenn irgend jemand im Hause krank lag, sorgte sie sich ängstlich um sie und hatte auch nachts keine Ruhe. Das war besonders schlimm, wenn Grippe oder Scharlach bis 30 Kranke gleichzeitig ins Bett warfen. Als 1939 der Krieg ausbrach wurde das ganze Haus mit Militär belegt, und die Kinder-